

**Anne Thomée**

# **Wohin du dich wünschst!**

**Fennas Geschichte**

Für »Mao« Marianne Brøndlund

# Inhalt

1. Kapitel: Oben‘rum .....	9
----------------------------	---

## II. Abschnitt: Der Zirkus ist aus

2. Kapitel: Der Zirkus ist aus .....	23
3. Kapitel: Hagalaz .....	38
4. Kapitel: Mein Wille geschehe! .....	44
5. Kapitel: Wohin du dich wünschst .....	54
6. Kapitel: Bossa Nova .....	72

## I. Abschnitt: Der Zirkus

7. Kapitel: Rette sich, wer kann .....	81
8. Kapitel: Inseln im Getöse .....	88
9. Kapitel: Ein jähes Erwachen .....	96
10. Kapitel: Rien ne va plus .....	103
11. Kapitel: Zu Potte .....	114
12. Kapitel: Allerlei Brüche .....	126
13. Kapitel: Der gute Rutsch .....	138
14. Kapitel: »Wer ist das, die so weit geht?« .....	147
15. Kapitel: Die Sexte .....	155
16. Kapitel: Eine Schraube ohne Ende .....	163
17. Kapitel: In corpore sano .....	171

18. Kapitel: »Tabu. Es scheint gefährlich zu sein, was ich tu‘!« ..	179
19. Kapitel: Wo der Pfeffer wächst.....	194
20. Kapitel: Ein Schlag ins Kontor.....	207
21. Kapitel: »Dreh‘ dich nicht um nach fremden Schatten«.....	216
22. Kapitel: Aus dem Augenwinkel.....	221
23. Kapitel: Das Grauen von Oakland.....	232
24. Kapitel: Die Stewardess aus Dusseldorrf.....	236
25. Kapitel: Das Wüstenerlebnis .....	247
26. Kapitel: Ohne Rücksicht auf Verluste.....	264
27. Kapitel: Doch! Das geht! .....	278
28. Kapitel: »Spüren Sie, wie’s oben aufgeht?« .....	283
29. Kapitel: Richtig, falsch, und richtig falsch.....	293
30. Kapitel: Wege eines Traums.....	308
31. Kapitel: »Er gehört zu mir« – Der Sessel .....	326
32. Kapitel: Auf weiter Flur .....	335
33. Kapitel: Begnadete Psychologen .....	347
34. Kapitel: Das Bisschen, das ich erlebt habe?.....	363
35. Kapitel: Es muss aus einem Loch kommen .....	378
36. Kapitel: Unten’rum – Ein Epilog.....	393

# 1. Kapitel

---

## Oben‘rum

Fenna starrte auf den Bildschirm, gespannt wie ein Bogen. Oops! Da steht doch »k r o« nebeneinander, also: Krug, Landgasthof auf Dänisch. Und schon sieht sie das Bild vor sich, das vom Låsby-Kro, in dem sie oft wohnte. Mist! Ich soll doch einfach nur schnell sein!

Was soll das denn da? Eine 3! Ihre Hand schoss nach vorn und hackte auf die Maus ein. Das kann ja heiter werden! Wegen solcher Fisimatenten kriege ich womöglich die Bestätigung meiner Fahrtüchtigkeit nicht, na prima! Aber es ist doch verrückt, das ist es doch! Als ob ich jemals in den 48 Jahren Autofahrens durch einen hellgrauen Forst von blassen xyz-Setzlingen gefahren wäre, und plötzlich sei eine mittelgraue 3 von rechts vor den Kühler gesprungen...!

Aber so war's. Sie hatte eine Schädeloperation hinter sich und saß in der Reha-Klinik, war beinahe durch mit den Maßnahmen und kurz vor ihrer Entlassung, und augenblicklich saß sie auf einem unbequemen Stuhl vor dem Bildschirm und ließ sich ablenken, von Wörtern und von der Psychologin, die diesen Test mit ihr durchführte. Die kramte in ihren Unterlagen, wischte ihr Smartphone und gab ab und zu »Phhhhh!« oder »Mmmh!« von sich. Konzentriert war *sie* anscheinend trotzdem – sie hob *ein* Auge, das andere blieb am Screen haften, und ließ »Ja!« hören, sobald Fenna endlich geklickt hatte.

Irgendwann war der Parcours durchgestanden, Fenna wartete mucksmäuschenstill und dachte nur: *Ich ohne Auto, das ist undenkbar!* »Also. Okay.« Das war die Entwarnung. »Die Allerschnellste sind Sie nicht. Aber es liegt alles im grünen Bereich!«

Erleichtert trat Fenna auf den Flur und las den schriftlichen Ausdruck des Urteils, sie las auch noch im Fahrstuhl abwärts, doch

stieg im Erdgeschoss nicht aus, sondern fuhr gleich wieder hoch und klopfte energisch. Ebenso energisch öffnete die Psychologin die Tür – was denn sei? »Sie haben geschrieben.... hier.... *Hirnschaden nach Schädelverletzung*. Ich hab‘ aber keinen Hirnschaden, weder jetzt noch vorher! Ich hatte ein Aneurysma, das ist zugeklammert worden. Ich war ja bloß hier, weil das die Versicherungen nach so einer Operation wollen.« »Das ist doch völlig egal. Das interessiert doch keinen!«

Abgesehen davon, dass es Fenna interessierte, und die war schließlich auch jemand, wusste man nicht, welche Wege der *Hirnschaden* eines Tages noch gehen mochte. Nein, Fenna gab nicht nach; wohl oder übel änderte die Psychologin die Formulierung, druckte sie aus und überreichte Fenna das Papier, ist es so recht?!

Es war so recht. Fenna nickte, draußen allerdings schüttelte sie den Kopf, aber es war ihr zu wohlgenut zum Ärgern. Sie war eigentlich herzlich froh, hier zu sein, die Reha hatte ihr gut getan, wieder auf die Beine geholfen, wörtlich und im übertragenen Sinne. Und ihre betreuende Ärztin war so nett, dass sie sie ab morgen echt vermissen würde.

Das *morgen* kam, aber kein Vermissen, denn Fenna tappte gleich zur Beobachtungsfahrt bei der Spezial-Fahrschule, die auch noch ihren Senf dazu geben musste, damit sie wieder fahren konnte. Was heißt *konnte*, sie konnte ja! Autofahren, namentlich gutes, war für Fenna ein Gesamtkunstwerk aus Sehen, Hören, Spüren, innerer Gelassenheit und äußerer Zeit. Dieses Kunstwerk hatte Fenna, die von all dem genügend besaß, die ganzen fünf Wochen täglich abgefeuert, wenn sie die vier Kilometer zur Reha gerollt war, was allerdings jemandem dort aufgefallen sein musste. »Wir petzen nicht«, sagte eine Ärztin, »aber Sie müssen schon wissen: *Dürfen* dürfen Sie’s nicht!«

Der gute Fahrlehrer nun war ein Semester wie Fenna, analog bis in die Spitzen seiner langen silbernen Haare, die er zum Pferdeschwanz gebunden hatte. Na, denn, sagte er und machte es sich neben Fenna gemütlich. Fenna hingegen wurde es schon in Minute fünf ungemütlich. Da hatte sie nämlich eine rote Baustellenampel drei Meter überfahren; Au, machte Fenna und bremste endlich! Das Auto stand bequem zwischen Ampel und der Absperrung für die Fahrspur. Was für ein Mist. Fenna wurde warm und hellrot. »Die kannten Sie, was? Sie wohnen ja hier!« Jaja, antwortete sie wahrheitsgemäß, die kenne ich, und hier kann man auch wunderbar warten. Dabei hatte sie nur intensiv und unnötig überlegt, was theoretisch wäre, wenn gerade die Durchfahrt leer ist und dann ein Auto von der Seitenstraße auf die eine Spur einfährt...

Um Kopf und Kragen antworte ich mich gerade, dachte sie alarmiert. Aber nichts passierte: Die Autos hinter ihr setzten sich langsam in Bewegung, Fenna blinkte, man ließ sie einscheren. Die weitere Stunde verging unter vergnügtem Plaudern, diversen Pirouetten, langen Schulterblicken, Vollbremsung und einer grandiosen Einpark-Vorführung. Tags drauf schrieb der Fahrlehrer lobend in die Beurteilung: »Routiniert und sicher.«

Nun saß Fenna zuhause. Sie hätte fahren können, aber sie fuhr nicht, sondern saß ganz ruhig daheim, machte es sich gemütlich und ließ ihrem Körper und Geist alle Zeit der Welt, wieder eines zu werden. Sie hatte ja schon einige Operationen erlebt, doch die waren alle »unten'rum« gewesen, an den Hüften zum Beispiel. Diese war die erste »oben'rum« direkt in der Schaltzentrale, irgendwie direkt in Fenna. Sie hatte das Gefühl, als sei sie in viele einzelne Teile zersprengt worden, die alle noch nicht recht wieder zueinander gefunden hatten.

Ihre Freundin Irma hatte sie nur wenige Stunden nach der Operation auf der Intensivstation besucht, hatte sich auf eine Bank gesetzt und in einer Zeitschrift geblättert. Bei jedem »äh« von Fenna hatte sie aufgeblickt, bis Fenna sich drehte und sie sah: »Da bist... du ja.« Irma packte die Zeitschrift ein und setzte sich zu Fenna ans Bett. »Tut's denn weh?« »Äh«, machte Fenna, und dann erstmal eine längere Pause. »Und tut es denn weh?« »Es geht so... Äh... Da bist du ja immer noch... Ich bin so unruhig.« Irma legte ihre Hand auf Fennas Solarplexus, und nun staunte sie. »Boh... das ist wirklich irre. Wie elektrisch.«

Das war Montag. Bis Mittwoch konnte Fenna weder essen noch trinken noch schlafen noch »sonst was«, sie lag einfach in dem Äh-Zustand vor sich hin. Dann gab sie sich einen Ruck – vielleicht war es auch jemand anderes, der ihr einen Schubs gab. Sie trank, sie aß (dann hätte sie wenigstens einen greifbaren Grund, warum ihr übel war, aber es wurde ihr nicht mehr übel), sie begann, langsam aus dem Bett zu steigen, sie machte »sonst was«. Man sah sie auf dem Flur, erst am Geländer entlang, dann mittig und schwankend, dann mittig und zielgerichtet zum kleinen Raum, in dem sie die Kühltungspäckchen für die Blutergüsse wusste und vor dem der Kaffee stand. Man sah: Sie machte sich!

Auf gewisse Weise liebte Fenna Krankenhäuser, nicht abstrakt, sondern sie war nicht ungern drin. Dort ist alles so echt. In denen entfaltet sich das ganze volle, pralle Leben. Da wird ja geliebt, gelitten, sich gefreut, gedankt, gebetet, gestorben, es wird offengelegt, gezeigt, geboten, geschenkt. Und Dinge wie Scham oder Konvention, die Fenna oft als Trennung unter den Menschen empfand, hielten sich dort kaum so wie draußen oder wie in den großen kühlen Facharztpraxen.



So eine Facharztpraxisgeschichte hatte sich auch zugetragen, als das Aneurysma gefunden wurde: eigentlich ein Drama, plötzlich eine Tragikomödie mit Thriller-Einlage, im Nachhinein das reine Glück!

An einem Sonntag Ende Oktober war es Fenna jäh schwindelig geworden. Sie war durch die Wohnung getaumelt, ein, zwei Mal hingefallen, hatte Irma erreicht, die bald kam, sie beruhigte und sogar auf Wunsch in ihr Auto setzte, um etwas herumzufahren – am Ende der Fahrt wollte Fenna einen Cappuccino und eine Zigarette mit Irma auf einer Straßenterrasse einnehmen, sie wollte Normalität.

Gleich montags begann Fenna, der Sache nachzugehen. Sie traf ihre goldige Hausärztin, dann einen freundlichen Wartesaal in einer Klinikambulanz, ein stundenlanges Rendezvous, hernach weitere Apparate und Fachärzte, die sich nicht einig waren, ob es nicht vielleicht einfach der krummen Halswirbelsäule geschuldet war oder, naja, ihren fünfundsechzig Jahren.

Bei einem Radiologen wurde der Schädel gescannt. Fenna ging nach Aufruf in ein dunkles Kabäuschen zu dem Arzt, der bei ihrem Eintreten kaum den Kopf hob. Vier Monitore hatte er zu besichtigen – was für ein Job, fand Fenna. Dann drehte er sich auf dem Stuhl, um den Bericht zu schreiben, klickte entschlossen und sagte in die Richtung, in der er Fenna wähnte: »Alles in Ordnung, kein Befund. Auf Wiedersehen.«

*Sehen* ist gut, dachte Fenna. Sie gehörte nie zu den Renitenten dieser Welt, aber jetzt drängte sie etwas, zu renitieren. Sie blieb sitzen: »Das kann nicht sein. Da ist was.« Und sie erzählte sämtliche Auffälligkeiten der letzten zwei Jahre. Der Arzt fixierte Fenna im Düstern für einen Augenblick ratlos, weil er sie nicht loswurde, obwohl bei guten Nachrichten die Leute schneller wegliefen, als man bis drei zählen kann. Fenna redete.

Wohl oder übel drehte der Arzt sich wieder zu den Monitoren, dann, »Aha... das da könnte ein ganz kleines Aneurysma sein...«

So hatte Fenna das nicht gemeint, als sie ihn nötigte, sich weiter mit den Aufnahmen zu beschäftigen. Oder doch? Sie musste erneut in die Röhre, und nun holte der Arzt sie an der Tür ab. »Mein Verdacht hat sich bestätigt. Es ist ein Aneurysma.«

*Mein Verdacht.* Da muss man auch erstmal drauf kommen. Erst auf der Straße wurde ihr das Wort bewusst: Eine Aussackung an einem Blutgefäß im Kopf. Ein Beutel, mit Blut gefüllt. Von so was sterben Leute – wenn es platzt und ins Hirn hinein blutet. Aber ihres war gefunden worden, egal jetzt, wie. Das war doch ein Zeichen!

Fenna musste ein paar Tage lang tief durchatmen. Dann holte sie sich alle Informationen ein und bereitete die Operation vor, nachdem es ziemlich eindeutig so aussah: So klein war es gar nicht, es war sogar ziemlich groß und hatte Mickymaus-Ohren am eigentlichen Beutel. Zweitens: Entweder man geht mit einer Sonde durch die Leiste und stopft zu, was aber auf demselben Wege und in kurzen Abständen immer wieder kontrolliert werden müsste. Oder man geht gleich »oben'rum« und hat ein für alle Mal Ruhe. Und die wollte Fenna!

Es lebt sich anders ab dem Moment, wo man's weiß, das spürte sie. Grundsätzlich war sie ziemlich uninteressiert an dem, was man »Risiken« nennt, sie schaute sogar von oben herab auf die neue Religion der Vermeidung von Risiken, so war sie als Kind schon. Aber ihr lag sehr viel an innerer Freiheit – sich beispielsweise mit ihrem Autochen durch die mittleren Karpaten bewegen zu können ohne den Gedanken: Was tue ich denn, wenn es jetzt und hier passiert?

So entschloss sie sich zu »oben'rum« und zum Vertrauen. Und so lebte sie auf diesen Termin hin, der, wie es dann so ist, zweimal im letzten Moment verschoben wurde. »Ach, Sie Arme! Das tut mir soo leid!«, sagte die liebe Sekretärin des Chefs, der selbst operieren wollte. Fenna überlegte: Termin Nummer drei war viel besser als

die zwei gepatzten, denn nun lag er statt Freitags spätnachmittags am Montag Morgen – nach einem erholsamen Wochenende, für den Arzt wohlgemerkt! Sie beruhigte die Sekretärin und blieb weiterhin auf der Spur. Das wunderte ihre besten Freundinnen nicht wirklich, aber jede – ohne es zu sagen – dachte bei sich ein herzliches Gott-seidank-muss-ich-das-nicht.

Ruhig war sie nicht durchgehend, Nervosität kam in Wellen und wurde mit einem schmetternden Stoßgebet beantwortet, ging aber ebenso schnell wieder, wie sie kam. Derweil frönte die allein lebende Fenna ihren Hobbys: Sie sah fern, aß gut, trank Wein und rauchte dazu. Das wirkte immer! Zudem hatte sie es sich wirklich endlich zu eigen gemacht, vom Moment auszugehen: Der ist ja in der Regel tausendmal besser als jede Vorschau auf eine denkbare Zukunft. Mit solchen Denkbarekeiten hatte sie sich bestens ausgekannt, doch das war vorbei. Der Moment war gut, der Wein lecker, die Zigarette gemütlich – und, wie gesagt: Es war gefunden worden! Ein Segen.

Nun hatte sie es hinter sich, saß zuhause und erholte sich langsam. Vielleicht ging's ihr zu langsam? Sie wollte Radfahren und stieg in den Keller, um ihr Rad zu holen, es war ja Frühling. Sie wollte auch nicht warten, sehen, ob Licht an ist, klingeln und die zigste Bitte an ihre Nachbarinnen richten, die oft so spät und groggy heimkamen. Nun: Fenna war nicht kräftig genug, um es über den Stufen genügend anzuheben – das Vorderrad verkantete sich, der Lenker schlug herum und der Griff voll in die Stelle an der linken Schläfe hinein, an der man einen *runden Deckel* ausgesägt und nach dem Zuklammern wieder eingesetzt hatte. Hilfe! Am nächsten Morgen saß sie gleich in der Klinik, ich habe Mist gebaut, bitte fassen Sie doch mal hin, ob sich da was verschoben hat. »Nee«, meinte der Arzt, »das glaube ich nicht. So frisch war es ja nicht mehr.«

Fenna war beruhigt und ließ alles noch langsamer angehen. Sie sah lineares TV. Sie liebte es, nicht ständig nur auszusuchen, was sie von sich aus sehen wollte, sondern auch das, was sie nie im Leben gewählt hätte. Wie vieles hätte sie nie verstanden, hätte sie immer nur im eigenen Saft geschmort und gesehen, was sie sehen mochte!

Schon vor diesem Abenteuer war sie friedlich und glücklich gewesen, aber jetzt noch mehr: zum einen natürlich, weil alles gut gegangen war oder doch zumindest alles Wichtige. Zum anderen, weil sie einen Frieden in sich spürte, wie sie ihn noch niemals erlebt hatte, und ein Freiheitsgefühl.

Es war, als sei ein ganz langer Zyklus vollzogen. Keine inneren Konflikte, vor allem keine Beziehungskonflikte quälten sie mehr, sie fühlte sich trotz der körperlichen Einschränkungen neu, frisch, aber auf beruhigende Weise. Sie war mit allem einverstanden.

Vielleicht war es auch diese spezielle Hingabe, wenn man operiert wird? Man muss sich ja ergeben, wenn man auf dem Bett in den Operationsaal – Säle waren es ja Weiß Gott nicht mehr, eher dickere Flure – geschoben wird. Diesmal hatte sich eine vor sich hin kramende ältere Frau zu ihr gedreht und freundlich gerufen: »Da *ist* sie ja, meine Frau Bonnet!« In Fenna rieselte es, so lieb fand sie *meine*, und sie war auch ihre jetzt! Es war nämlich die Anästhesistin. Sie sollte Fenna ja schön schlafen legen und wieder holen... Fenna gab sich hin. Natürlich bleibt einem in diesem Augenblick auch nichts anderes übrig, aber Fenna tat es mit Vertrauen und Ruhe.

Nicht herauskönnen aus einer Lage: Das hatte Fenna im Leben schon mehrmals gestärkt. Auch diesmal.

Sie fuhr nun auch wieder, rollte wie immer hierhin und dahin und besah sich die Welt Berlins vom hohen Sitz ihres süßen, wenn auch

recht hässlichen Micro-Vans aus, und dasselbe, auf dieselbe Weise, tat sie zuhause. Sie besah sich die Welt.

Genau genommen hatte sie noch nie etwas anderes getan. Es war ihre Lebensaufgabe, und sie tat sie von früh bis spät: Sie nahm Notiz – und das auch wörtlich. Seit vierzehn Jahren saß sie an ihrem Buch, das Notiz wiedergab und an ihrem persönlichen, exemplarischen Beispiel belegte. Sie hatte vier Versionen vollständig fertiggestellt und die auch angeboten – nun, sie waren zum Glück nicht genommen worden.

Da lag nun das Buch, oder seine vierte Fassung, und sah Fenna an.

Eines war ihr sofort klar, als sie zurückschaute: Dich, so wie du bist, gebe ich nicht heraus. Du kommst noch ein Mal, ein letztes Mal, in meine Mangel. Und dann bist du fertig, dann geht es ab... dann reicht's mir, ehrlich gesagt, auch. Ich will ja noch weiter!

Fertig. Fenna schauderte, denn damit näherte sie sich dem Knackpunkt *Herausgeben*. Ich verkaufe nicht einmal Wasser in der Wüste, dachte sie von sich, aber es gibt gute Verkäufer! Die musste sie finden und wählen.

Warum sie immer wieder neu geschrieben hatte, das hatte mit Mao zu tun.

Oh, nicht Mao Zedong. Mit Mao, ihrer Mentorin-Lehrerin-Heilerin-Mutter-Schwester und dergleichen mehr. Die hatte ihr vor vielen Jahren bei Kaffee, Kuchen und Zigaretten an dem gemütlichen runden Sprech Tisch im Erker ihrer dänischen Backsteinvilla, als Fenna wieder ungeduldig geworden war, gesagt: »Weißte, sag dir doch, wenn du unruhig wirst: Die ersten vier sind nur zum Üben! Und dann bist du beruhigt und machst nebendran weiter.«

Wie bitte? Vier Bücher, Arbeit, Herzblut, alles nur zum Üben? Das hatte Fenna nicht wirklich gern gehört, aber verstanden. »Na

ja«, fügte Mao hinzu, »für jeden Körper eines.« Aha. Fenna begann zu zählen: ein körperliches, ein psychisches, ein mentales, ein spirituell-geistiges. Und schon verstand sie nicht mehr, denn ihr Leben war doch immer ein Ganzes, so wie sie auch!

Kaum hatte Mao ihren Schreibeifer unterbrochen, fachte sie ihn schon wieder an, und dann wieder umgekehrt, so ging das immer mit ihr! »Aber... das ist so eine intensive Verbindung, Mao, du glaubst es nicht!« »Ha!«, lachte Mao auf. »Das glaube ich wohl! Es ist nämlich ganz eng mit deiner Entwicklung zusammen, das Buch, mit deinem Weg.«

Natürlich waren vier nur zum Üben gewesen, was sonst! Sie hatte nämlich die ersten vier von vorne begonnen, mit dem Kind. Aber wer will schon etwas von einem Kind wissen, wenn's weder das eigene ist noch später ein Promi wurde?! Wie dem auch sei: Es musste ein Fünftes werden, und das hatte sie entworfen, bevor der Schädel pfiFF.

Na dann. Fenna griff zum Manuskript und musste gleich schmunzeln. Sie hatte eine wahre Beziehungs-Anekdote zum Einstieg gewählt, 2012 so passiert. Fenna setzte sich morgens an ihr Notebook und wollte am Buch arbeiten, als sie sah: Sämtliche Substantive waren ersetzt worden durch das Wort »Beziehung«. Das las sich dann so: *Nein, sagte Beziehung, du hast deine Beziehung immer zum Beziehung der Beziehung gemacht, kein Beziehung, dass sie sauer wurde...* Sie hatte dann zwischen Lachen und Heulen den ganzen Text korrigieren müssen – und Irma hatte sich gekugelt vor Lachen. »Dann musst du doch dein nächstes Buch über Beziehungen schreiben, das ist doch klar!«, rief sie, und Fenna fand: Nein, gleich in diesem hier.

Fenna blätterte und machte »mmh«. Damals war sie noch davon ausgegangen, was ja auch stimmte und nicht stimmte: dass Bezie-

hungen, die Gesamtheit der Verhältnisse mit anderen Menschen, auch die täglichen, flüchtigen Verhältnisse mit Zugelaufenen, sich am zähesten den Veränderungen widersetzen.

Dessen war sie sich inzwischen nicht mehr sicher. Außerdem fühlte sich das Thema überholt an. Ach, grunzte sie und klappte die Seiten zu, ich kann das B-Wort nicht mehr hören, es hat seinen Dienst getan.

Was ich erzählen will, dachte sie, ist das Leben pur. Es ist eben tragisch. Komisch. Es ist absurd, nein, hanebüchen ist es manchmal. Und was ich erzähle, kann inspirieren, und das soll es nun endlich auch. Ich habe es *fennig* genommen, auch krass ab und zu, aber es ist trotzdem exemplarisch.

Sie nahm das kleine Notebook auf ihre Knie und fing – ganz woanders an. Genau in dem Moment vor sieben Jahren, als es, wie Mao es einmal nannte, »ein bisschen enger« geworden war.

## Hinter diesem Blatt

»Du musst bereit sein, alles abzuwerfen, wenn du dahin willst, wohin du dich wünschst. Wenn du aber da wirklich hin willst, ist nichts mehr da – sonst kannst du nicht in deiner Wirklichkeit stehen, und du kämest gar nicht hinein mit so viel Gepäck! Wenn das nicht abgefallen wäre, hättest du lauter alte Schnüre gehabt, die du mitziehst und neu anzubinden versuchst.

Du musstest dahin kommen, wo man alles fallenlassen kann und denkt, ich stehe hier nackt! Das tut keiner nur so zur Probe! Aber wenn es wirklich um die Wurst geht und da nichts mehr ist, dann stehst du vor dir, mit dir.

Was man aber als geborgen ansieht, das überhaupt keine Geborgenheit gibt, wenn es darauf ankommt – wenn das zersplittert, was bleibt dir dann? Das musste zu deiner Gewissheit werden: Es kann alles zersplittern, und trotzdem hast du es gut!

Du wurdest immer mehr eingeschränkt, bis du ein bisschen von deiner inneren Freiheit wahrgenommen hast und darin gewachsen bist, und sie wird dich wahnsinnig glücklich machen. Du wirst lernen, wie viele Depots du nie genutzt hast, weil du immer dachtest, die sind abhängig von der Form, der Stimmung, vom Ort, von ein paar Menschen, *und dann geht es erst*. Auf irgendeine Weise war das so verstrickt, aber auch so genau zurechtgelegt, dass du diese Zehntelsekunde noch erreichen konntest: Du entdecktest, dass du in der einen Zehntelsekunde in der Freiheit sein konntest. Du ließest das Ganze fallen, weil nichts mehr zu holen war.

Es steht noch viel mehr als das hinter diesem Blatt, du weißt es. Es hat dich verändert.«

*Mao zu Fenna im Juni 2013*



# **II. Abschnitt**

## **Der Zirkus ist aus**

## 2. Kapitel

---

### Der Zirkus ist aus

Im Oktober 2008 fuhr Fenna für drei Tage allein zu Mao nach Dänemark – allein bei ihr war sie lange nicht gewesen, obwohl Mao dem Gespann Fenna-Irma oft geraten hatte, immer mal wieder einzeln mit ihr zu reden, »damit ihr euch wieder auseinanderwickeln könnt und keine meint, sie sei nicht gut genug.« (Damit meint sie mich, dachte Fenna bei sich.) Irma sagte immer als Erste »Och, nö, von mir aus nicht!«, was Fenna freute und sie auch gleich abwinken ließ. »Nächstes Mal.«

Eigentlich kam sie, wie sie dachte, wegen ihrer körperlichen Beschwerden, aber schon nach 25 Minuten Gespräch kam der eigentliche Grund daher gebräust und hob das Dach hoch: Die aktuelle Finanzkrise kam aufs Tapet und schließlich auch ganz konkret Fennas Finanzen und Altersversorgung, mit der sie einen Großversicherer betraut hatte. Plötzlich, »Ach, du liebe Zeit! Das ist ja... Oh jeminé!«, schlug Mao die Hände zusammen. Was war los? »In Versicherungen hast du alles? Da verlierst du doch. Ach je.« Fenna starrte Mao an, ihr Martinshorn ging los.

Sie hatte es geahnt... Denn Irma hatte ihr mehrfach die Stimmung vermiest, wenn sie mit leuchtenden Augen davon sprach, dass der ganze kranke Mist, die Ungerechtigkeit, die Gier aufhören und endlich die neue Zeit anbrechen müsse. Einmal wurde Fenna von Irmas revolutionärem Glühen buchstäblich übel; sie stand abrupt auf und ging vor die Tür des Restaurants, um zu rauchen. Irma feixte, als sie schauernd wieder hereinkam.

Seitdem wusste Fenna, dass sie im Grunde, besser gesagt, im Untergrunde Bammel hatte: Als Alleinstehende musste sie ihre Ent-

scheidungen allein und gut treffen, lukrative professionelle Karriere würde nicht mehr folgen, im Lotto gewann sie allenfalls den Einsatz. Und als bombensicher betrachtete sie ihr Einkommen in Gestalt einer Rente aus Vermächtnis nicht! Ab und zu drehte sich Fenna dann in Zukunftssorgen hinein, die Irma für einen Zukunfts-Rappel hielt. Denn Teil ihres revolutionären Glühens war, dass auch diese Illusion schwinden müsse, man könne sich vor den Veränderungen in Sicherheit bringen. Das gelte für alle, niemand sei ausgenommen!

Mag sein, dachte dann die doppelt frustrierte Fenna, aber du kennst Alleinsein nicht – oh, sie hörte Irma protestieren, wie oft, wie tief und wie völlig allein sie in ihrem Leben schon gewesen war, was ach stimmte, aber das war eine ganz andere Ebene. Irma hatte Mann Jochen, drei große Kinder und vier Enkel, außerdem einen Haufen Menschen um sich, von denen sie vielen wichtig war. Deren Hilfe würde sie allerdings nicht erbitten, weil sie selbst erledigen wollte und weil sie Familie hatte, da biss die Maus ja keinen Faden ab!

Fenna hatte keine. Eltern lange tot, große Schwester tot, die zwei Nichten irgendwie weit weg, der Schwager, den sie über Jahrzehnte beinahe wie einen Bruder empfunden hatte, sah sie nicht als seine Schwester, die Restfamilie bezog sich innig auf die eigene Kernfamilie. Und weiter: kein Netzwerk, jedenfalls kein »soziales«. Keine Beziehung oder Ehe. Die hatte sie auch nicht gewollt.

Und sie war in einem Körper, in dem es anstrengend zu leben war. Gerade weil sie viel Energie hatte und voller Leben war und eigentlich recht gesund, könnte sie womöglich alt werden. Viel besser würde ihr Körper – sein Gestell – nicht mehr werden, schlimmstenfalls sogar noch viel schlechter. Und dann?

Fenna konnte sich ganz gut sorgen und dabei Szenarien vorstellen, zum Beispiel: allein und krank, bankrott und krank, bankrott und Schmerzen, und zuletzt alles zusammen. Fing dann Irma noch

mit Foppen oder dem Rappel an, kam auch noch die Variante »allein und unverstanden« dazu.

Sie wandte sich wieder Mao zu und sah sofort, dass Mao alles gesehen hatte, ach, sie kannte sie so gut, all ihre versteckten Sorgen. Mao ging behutsam vor und nahm sich viel Zeit, um Fenna die Sorge zu nehmen. »Du musst den Wert anderswo hinlegen, Fenna, nicht aufs Halten, sondern aufs Verwandeln. Du musst es in Bewegung bringen und etwas von einem echten Wert draus schaffen. Sonst guckst du in diesen Zeiten in die Röhre... wie alle anderen auch, die still stehen und festhalten.« So schloss sie tröstlich, aber Fenna spürte nur aufgelöst: Hinter diese Unterredung kann nicht mehr zurück, nur weiter!

Etwas von echtem Wert konnte nur ein Haus sein. Mao sagte das Wort zuerst, denn sie wusste, wie wichtig für Fenna ein Heim, ein Zuhause ist, kannte ihr Schielen auf jedes Haus bei jedem Ausflug, wie Häuser ihre Phantasie in Gang setzten, als Kind schon getan hatten, wenn sie die Steinchen auslegte für ein Dorf und sich den besten Wohnplatz aussuchte... Also – ein Haus?!

»Du tust, wie du meinst!«, sagte Mao. Was anderes sollte Fenna darauf antworten, als: »Na klar.«

Und noch mehr kam in Bewegung, am letzten Tag auf der Behandlungsliege! »Du, Mao, mein Nachname ist viel scheußlicher als ich!« Mao und Marion lachten hellauf. »Kommst du auch schon dahinter?!«, gluckste Mao. Nach einer stillen Weile meinte Marion: »Wieso heißt du so?« »Na, weil mein Vater so hieß!«, sagte Fenna verblüfft. »Nee«, Marion schaute hoch, »ich meine, wieso heißt du nicht wie deine Mutter? Wie hieß die überhaupt?« »Bonnet. Französisch. Hugenottisch!« Da lachte Mao: »Das ist doch hübsch! Dann nenn dich doch so!«

»Das geht nicht! Au weia. Da bricht ja meine Restfamilie zusammen.« Quatsch, meinte Mao belustigt, wieso? Ja, wieso... Frauen, die heiraten, tun das meistens, und lebe ich nicht ohnehin wie eine Geschiedene oder Witwe? Außerdem wird mein Verhältnis zu Schwager und Nichten gerade stimmiger und wärmer! Sie zeigen mir keinen Vogel!

»Darf man das überhaupt?« »Das finde doch mal heraus!«

Bevor sie sich, zurück in Frankfurt, in die Action stürzen konnte, bekam sie im November eine Wunderwoche geschenkt. Der Anlass war ein wenig herbe, da sie sich sonntags in der Notaufnahme der Uniklinik einer kleinen ambulanten Operation unterziehen musste. Auf dem Rückweg von der OP, hungrig, schmerzvoll und dehydriert, wurde sie in der Tram ohnmächtig. Während die Leute im Wagon wohl davon ausgingen, sie stünde unter Drogen oder sei besoffen, nahmen sich drei junge Leute ihrer an, die einander gar nicht kannten, wie Fenna dann erfuhr. Sie schlepten sie, während sie aus sämtlichen Körperöffnungen »tropfte« und vor Benommenheit bleischwer und kaum zu navigieren war, nachhause. Die drei Engel gaben ihr Wasser, öffneten das Fenster und riefen Irma an, bis zu deren Eintreffen sie Fenna auf dem Sofa im Arm hielten.

Auf dem Sofa blieb sie liegen. Ihre Nachbarin kaufte montags spät etwas Essen ein, brachte es in den Kühlschrank und saß noch auf eine Zigarette bei ihr; als sie fort war, der Fernseher lief, träumte Fenna – und konnte sich, was wirklich in ihrem Leben selten vorgekommen war, wundersam an jedes Detail des folgenden Traums erinnern:

Eine große Zirkusveranstaltung ist zu Ende, und alle Menschen begeben sich an den Ab- und Umbau des Gebäudes und des Geländes, während ich draußen, es ist Sommer, an einem Fluss mit sehr dün-

nem, brüchigem Eis stehe. Meine teure rote Jacke, die ich unterm Arm mitgenommen habe, liegt plötzlich leuchtend unter der Eisoberfläche, mein einziges Wertstück, unerreichbar geworden. Ich lasse sie, wo sie ist, gehe aufs Eis und laufe los – im T-Shirt! Vor mir ist nur ein Kind zu sehen, das genau wie ich auf dem Eis läuft, mir immer ein Stück voraus. Alle anderen Menschen jedoch kann ich am Ufer sehen, die schufteten dort in Sachen Umbau.

Ab und zu drohe ich einzubrechen und gerate in Panik, aber es geht immer gut, weil mich zwei nur schemenhaft sichtbare Begleiter leicht untergehakt haben und beim Einsacken hochhalten. Nach einer Weile vertraue ich dem Lauf und den Begleitern und laufe mit zunehmender Freude in der Sonne. Der Fluss führt in eine Haarnadelkurve hinein, in deren Mitte ich ein romantisches altes Haus sehe und dabei denke: Huch, ich kriege die Kurve nicht. Doch ich kriege sie, bin zwar sehr nah an dem Haus, streife es fast, berühre die Geranien, die an den Fenstern hängen, doch ich lasse es hinter mir und laufe ohne weitere Vorkommnisse den anderen Flussarm zurück zum Anfang.

Dort nämlich sind nun alle Menschen versammelt, mit der Umbauarbeit sind sie fertig, und ich sehe noch ein letztes Mal die teure rote Jacke, immer noch tief im Eis fest, ich muss sie hinter mir lassen. Denn jetzt sollen alle Menschen über eine große steile Treppe zu einem höher gelegenen Untergrund-Bahnhof gehen, sie sollen alle eine Reise antreten. Auch ich tue das zusammen mit den vielen Leuten: Leichtfüßig zwei Stufen auf einmal nehmend renne ich die Treppe hinauf, obgleich ich merkwürdiges sperriges Gut unterm Arm trage.

Zwei Tage später, Obama war wundersam gewählt und Fenna genesen, erreichte sie die so gut wie nie erreichbare zuständige Dame der Versicherung, um dieselbe aufzulösen. Sie eröffnete Fenna, sie

habe aber Glück, denn heute sei der letzte Tag, an dem die Auflösung ohne Einbußen möglich sei, weil morgen die letzte Marge eingezahlt würde, und fünf Jahre lang sei dann kaum oder nur mit großen Verlusten heranzukommen – und sie half ihr bei dem hektischen Hin- und Her per Fax und Mail. Abends um 20 Uhr war das gebundene Geld frei.

Am Samstag dieser sonderlichen Woche schließlich telefonierte Fenna mit Mao, die sich über den erinnerten Traum freute: »Wenn du im Traum nur bis hin kommst zum Haus, ist es eine Vision. Wenn du aber wieder zurück zum Anfang kommst, ist es eine Realität!« Beim Telefonieren stand Fenna am Fenster und guckte auf die Straße, hinter ihr im Zimmer hörte sie aus Richtung Schreibtisch ein lautes, dumpfes »Platsch«. Sie dachte, nur ein Stoß Papiere sei zu Boden gerutscht, und sah sich gar nicht um.

Als das Telefonat beendet war und sich Fenna endlich zum Schreibtisch umdrehte, sah sie neben ihm auf dem Boden eine ziemlich große exotische Fruchthälfte liegen, die sie noch nie gesehen, geschweige denn gekauft hatte, die sie auch niemanden hatte kaufen lassen. Die Nachbarin von oben war zuletzt vor zwei Tagen da gewesen und auch überhaupt nicht in dem Zimmer... Die Frucht war frisch angeschnitten und überzog sich in der gebührenden Zeit mit braunem Pelz.

Es war insbesondere diese Sharon Khaki Frucht, wie Fenna am Montag beim Obst-Türken feststellen ließ, die ihr sagte, dass geschehen kann, was eigentlich nicht möglich ist. Die drei »Engel« und die Frau von der Versicherung sagten ihr: Es *ist* jemand da, der hilft. Mao hatte gesagt: Das kommt. Und schließlich war es ein Wunder, dass sie sich überhaupt an einen Traum so genau erinnern konnte, dass er in ihr Bewusstsein wollte. Vier Wunder. Das mit der verlorenen Jacke und, dass alle fortgehen mussten, vergaß sie.

Dann wollte sie auch mutig beginnen!